

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Band: 73 (1969)
Heft: 1-2

Artikel: Vorschulisches Lesen - eine Notwendigkeit?
Autor: Liebi, Agnes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-317410>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zu zwei Jahre gebraucht hatte, der jüngere dagegen nur ein gutes halbes Jahr, war am Schluß des Lernverlaufes ein Unterschied in ihrer Lesefertigkeit nicht festzustellen. Aber die Lese-geschichte der beiden Buben zeigt doch deutlich, daß eine natürliche Reife zum Bewältigen der eigentlichen Lesetechnik abgewartet werden muß. Sicher wäre es möglich gewesen, durch gezielte Anleitungen das natürliche und selbständige Vordringen des Vierjährigen in die Welt der Schriftzeichen zu beschleunigen. Aber wozu das? Sollte er lesen lernen, bevor er die Sprache, die ihm in Büchern begegnen konnte, auch nur einigermaßen verstand und vor allem: bevor er mit seiner eigenen gesprochenen Sprache sich in der ihn umgebenden und sich in ihm abspielenden Welt ausreichend zurechtfinden konnte?

Das ist wohl einer der einleuchtendsten Einwände gegen das Frühlesen bei uns in der Schweiz, wo die Mundart die allgemeine Umgangssprache ist. Wo wäre denn die Literatur zu finden, die dem sprachlichen Verständnis unserer Kinder angemessen wäre? Oder sollten sie einfach so früh wie möglich sich eine äußerliche Kulturtechnik aneignen, in die sie mit sechs bis sieben Jahren auf selbstverständliche Weise von selbst hineinwachsen? Denn daß Kinder von drei bis vier Jahren leichter und müheloser lesen lernten als Kinder von sechs bis sieben Jahren, das widerspricht allen meinen Beobachtungen an Kindern. Daß sie im Vorschulalter besonders aufgeschlossen und empfänglich sind, das gibt uns doch noch nicht das Recht, ihren Geist und ihre Seele mit etwas zu füttern, das ihrem innersten Wesen widerspricht und ihre harmonische Entwicklung von Leib, Seele und Geist nur gefährden kann.

Vorschulisches Lesen – eine Notwendigkeit?

Von Agnes Liebi

*«Unserer Krankheit schwer Geheimnis
liegt zwischen Übereilung und Versäumnis.»*

Goethe

Einleitung

Im Oktober des vergangenen Jahres stand ich wartend am Fenster eines Empfangsraumes im großen Institut für Programmirtes Lernen der Justus Liebig Universität in Gießen. — Die Ausmaße der Gebäude, die unzähligen Apparaturen, die Größe der Bibliothek, das lautlose, geschäftige Hin und Her in Gängen, Lehrsälen und Laboratorien: Alles hatte mich stark beeindruckt. Jetzt aber fiel mein Blick auf ein wundersames Naturgebilde, wie ich es vollkommener vorher nie gesehen hatte; ein Hexenring war zwischen den Bäumen im herbstfahlen Gras aufgeschossen. Wie viele dieser Pilze würden noch dastehen in einer Woche, in einem Monat? Ich dankte der Natur für den Hinweis. Sie half mir beim Ordnen meiner Ge-

danken, beim Setzen der Schwerpunkte. — Gleicht nicht vieles, was an psychologischen, pädagogischen und methodischen Entdeckungen angepriesen wird, diesen großen, gelben Pilzen, die schnell wachsen und ebenso rasch wieder vergehen?

Theorien zum Frühlesen

Zum Lesenlernen im vorschulpflichtigen Alter liegen im deutschen Sprachbereich heute bereits verschiedene Theorien vor. Eine verhältnismäßig sachliche Darstellung findet sich in dem 1968 erschienenen Buch von *Karlheinz Walter: «Kleine Kinder lernen lesen, schreiben, rechnen»* (Walter Braun Verlag, Duisburg, 1968). —

Wer versucht, sich zum Problem des vorschulischen Lernens eine eigene Meinung zu bilden, stellt immer wieder fest, wie sehr es Befürworter und Gegner an Sachlichkeit mangeln lassen. — Es würde zu weit führen, hier über die einzelnen Strömungen ausführlich zu referieren. Ihnen allen haftet viel Vorläufiges, Probeweises, nicht Validiertes an. Eine endgültige Stellungnahme scheint zu diesem Zeitpunkt verfrüht. — Die Beschäftigung mit den Werken einzelner Initianten empfiehlt sich sehr. Durch das Studium der Literatur zum vorschulischen Lernen erhielt ich persönlich viele wertvolle Anregungen für die Praxis des Erstleseunterrichtes.

Hier möchte ich mich damit begnügen, auf einzelne Punkte hinzuweisen, die für uns Lehrerinnen innerhalb der Diskussion bedeutsam sein können.

Als erstes machte von sich reden das im Hyperion-Verlag erschienene, von Heinz-Rolf Lückert eingeführte Buch des Amerikaners *Glenn Doman: «Wie kleine Kinder lesen lernen.»* — Die Begeisterung des Hirnchirurgen Doman von seinen durch das Lesen erzielten Erfolgen in der Entwicklung hirngeschädigter Kinder ist durchaus verständlich, ebenso die Publizierung seiner therapeutischen Maßnahmen: Wer von einer Sache erfüllt ist, möchte viele daran teilhaben lassen. Die enge Zusammenarbeit von Ärzten, Psychologen und Pädagogen wird in den nächsten Jahrzehnten unumgänglich sein. Erzieher, pädagogisch interessierte Nichtmediziner überhaupt, betrachten es als Gewinn, Näheres zu erfahren über anatomische und funktionelle Fakten, wie sie der Neurologe und Hirnforscher vermitteln kann. Sie sind auch bereit, didaktische Hypothesen des Mediziners zu prüfen, nicht jedoch, sie unbesehen als Arbeitsplan zu übernehmen. Eine Begrenzung der Kompetenzbereiche ist dringend nötig. Die Fragestellung des Pädagogen ist eine grundsätzlich andere als diejenige des Mediziners oder diejenige des Psychologen. Während der Arzt sich beschäftigt mit den zur Heilung von Krankheiten notwendigen Maßnahmen, während der Psychologe die Erscheinungen des Seelischen und des Geistigen zu verstehen und zu deuten sucht, tut der Pädagoge seine Arbeit im Hinblick auf etwas Künftiges: Ihm geht es um das Bild dessen, was

aus dem jungen Menschen werden soll. Er ist angewiesen auf Wissensvermittlung durch Psychologie und Medizin. Doman vermittelt nicht Tatsachen in der Art eines Wissenschafters. Man hat Mühe, sich bei der Lektüre des Gefühls einer Heilslehre zu erwehren. Gerne stimmt man Karlheinz Walter bei, wenn er sagt: Heilslehrer sind nicht gefragt! Die Vermengung inadäquater Wissensgebiete führt notwendigerweise zu Mißverständnissen und Irrtümern, was die bisherige Diskussion um Domans Werk deutlich genug zeigt.

In Deutschland vertritt zur Zeit wohl *H. R. Lückert*, Professor der Psychologie an der pädagogischen Hochschule in München, am nachhaltigsten die These, die Kleinkinderpädagogik bedürfe dringend einer Revision. Sein Leselehrprogramm ist Teil eines umfangreichen Projektes, das er als basale, d. h. als auf die Grundlagen zurückgehende Begabungs- und Bildungsförderung bezeichnet. — (Bearbeitet wird im weiteren ein Vorschuldidaktikprogramm, in dem die Förderung des Unterscheidungs- und Beziehungsdenkens, sowie das produktive Gestalten durch geeignetes Buch- und Spielmaterial im Mittelpunkt stehen. Drittes Teilstück bildet ein Kinderbuchprogramm. Rhythmik und Sprachtrainingsprogramm beschließen vorläufig den breitangelegten Vorschulplan.)

Befremdend sind meiner Ansicht nach weder die Ausarbeitung noch die Veröffentlichung dieses Programmes. Meine Kritik erregt die Art der Publikation. «*Wer eine Revision des Bildungswesens anstrebt, muß zu überzeugen suchen*», meint Walter. Die Argumente sollten jedoch richtig und gerecht sein, scheint mir. — Wenn Lückert und seine Anhänger ihrem Plane Raum schaffen wollen, indem sie alles bisher Geleistete als schlecht hinstellen, indem sie verallgemeinernd behaupten, die kleinen Kinder wären kulturell vernachlässigt worden, man hätte sie künstlich dumm gehalten und im Kindergarten wäre unverantwortlich viel Zeit vertrödelt worden, so hat ein solches Vorgehen mit Forschung und mit Wissenschaft wenig zu tun.

Daß heute in gewissen Volksschulklassen mehr als die Hälfte der Kinder irgendwie gezeichnet erscheint, sei es durch Milieuschädigung, sei es durch abgeklärte oder vermutete geringfügige Hirnanomalien, ist bekannt. (Vgl. *E. Ell: «Disziplin in der Schule»*, Herder, 1966.) Ebenso bekannt ist die Tatsache, daß Neurosen dort rasch und leicht keimen, wo ein Kind sich zu Leistungen gezwungen sieht, denen es sich nicht gewachsen fühlt. Wie lange es unter Umständen dauert, derartige Schädigungen zu beheben, darauf wird zu Recht in der psychologischen und in der psychiatrischen Literatur immer wieder hingewiesen. Wenn wir als Lehrerinnen im vorschulischen Lernen eine Gefahr sehen, so sind wir damit nicht allein.

Karlheinz Walter berichtet über die Zusammenstellung der Duisburger Schulversuchsgruppe: «*Nachdem die ersten Meldungen vor-*

lagen, wußten wir, daß auch schon einige Dreijährige die Voraussetzungen erfüllten: Sie wurden von ihren Eltern als geistig interessiert und lernwillig bezeichnet. Außerdem war ihre Sprachentwicklung abgeschlossen, ihre körperliche Robustheit von Ärzten bescheinigt.»

Die Eltern der Kinder, die am Schulversuch in Gießen teilnehmen, bestätigen schriftlich ihr Einverständnis damit, daß ihr kleines Kind lesen lernt.

Diese beiden Tatsachen scheinen mir zu zeigen, daß die Leiter der Schulversuche, allem zur Schau gestellten pädagogischen Optimismus zum Trotz, nicht ganz ohne Bedenken an ihre Arbeit herantreten.

Ich begreife darum nicht, daß Lückert die echte pädagogische Frage nach der Notwendigkeit des vorschulischen Lesenlernens einfach unter den Tisch wischt durch seine Feststellung, es gälte die Aufmerksamkeit heute gar nicht mehr der Frage, ob kleine Kinder lesen lernen sollten, sondern nur noch, wie sie es lernen müßten.

Auswertung des programmierten Lernens

Mehr als mit den Programmen Domans und Lückerts habe ich persönlich mich befaßt mit Herkunft und Beschaffenheit der von Professor Dr. Werner Correll entwickelten Methode. — Das Lesen- und Schreibenlernen der Vorschulkinder wird hier verstanden als Auswertungsmöglichkeit des programmierten Lernens. Ein Werturteil ist meiner Meinung nach nur möglich nach der gründlichen Auseinandersetzung mit der dem Vorgehen zugrunde liegenden Theorie. Erst das nicht ganz einfache Studium der Hauptwerke Corrells erlaubt uns, den Finger auf fragliche Punkte zu legen.

Einige der Fragen, die im Zusammenhang mit dem Lesen im Vorschulalter auftauchen, möchte ich hier aufwerfen.

Während bei Doman und bei Lückert die Notwendigkeit des vorschulischen Lernens als evident angenommen wird, hat man bei Correll den Eindruck, daß er nach einer Zielsetzung sucht. Er beteuert freilich immer wieder, ihm gehe es einzig und allein um die Verlautbarung wissenschaftlicher Befunde. *«Das allgemeine Ziel der pädagogischen Forschung . . . ist die Entdeckung von Beziehungen zwischen verschiedenen Gegebenheiten, die die pädagogischen Prozesse bestimmen, sowie die Ableitung von Vorhersagen und Steuerungsmöglichkeiten dieser Prozesse aus solchen Erkenntnissen.»* Vor allem in der pädagogischen Verhaltenspsychologie, aber auch im Band *«Denken und Lernen»* bezeichnet Correll die *«Ausnützung des Bildungspotenzials»*, die *«Mobilisierung der Begabungsreserven»*, die *«volle Ausschöpfung der Lernkapazität»* als Frage der Existenz und des Überlebens. — Steht nicht die Angst groß hinter solchem Forschen und Publizieren? *«Jede wissenschaftliche Annäherung an*

die Phänomene ist nur eine Abwehr gegen das elementare Gefühl der Angst», läßt Tom Stoppard seinen Güldenstern zu Rosenkranz sagen, ... zu allen, die ihr Denken und Handeln bewußt oder unbewußt von der Angst abhängig machen. — Sollten wir nicht vielmehr unsere Kräfte dazu sammeln, mit Bollnow nach einer «neuen Geborgenheit» zu suchen?

Ob das Lesen im vorschulpflichtigen Alter gerade der geeignete Weg zu einer vertrauensvollen Haltung ist, wage ich zu bezweifeln, wenn ich bedenke, was ein Mitbegründer des Existenzialismus, Jean-Paul Sartre, berichtet. Er lernte mit vier Jahren lesen. «Man ließ mich in der Bibliothek vagabundieren und ich stürmte los auf die menschliche Weisheit. So bin ich geworden.» Und später: «Ich habe niemals Höhlen gegraben und Vogelnester gesucht, niemals botanisert und mit Steinen nach Vögeln geworfen. Aber die Bücher waren meine Vögel und Nester, meine Haustiere, mein Stall, mein Gelände...» Sicher nicht darum allein, aber darum auch, steht im gleichen Werk «Die Wörter» der Abschnitt: «Ich war ein unechtes Kind, ich hielt eine unechte Salatschüssel; ich spürte, wie sich meine Handlungen in Gebärden verwandelten.»

Daß das Versagen der konventionellen Leselehrmethoden in der Schulzeit das Seine beigetragen hat zur Entwicklung der Correllschen Leselernmaschine und zum umfangreichen, sehr sorgfältig kommentierten Fibelprogramm («Die Leseleiter», Westermann, Braunschweig, 1968) sei hier am Rande vermerkt. «Die methodogeneren Schulpfer machen das Gros der Legastheniker aus» heißt es bei Walter. Im Buche «Lernstörungen beim Schulkind» weist Correll verschiedentlich hin auf die therapeutischen Möglichkeiten durch programmiertes Unterrichten.

Daß das Leselehrprogramm mit seinen 5000 Lerneinheiten in der Behandlung von methodenbedingten Leseschwächen und Lesestörungen Erfolge zeitigt, ist leicht erklärbar. Wo die Leselernmaschine zu Heilzwecken verwendet wird, gibt es wahrscheinlich wenig gegen sie einzuwenden, doch meine ich, daß Gesunden nicht zum vornherein Krankenkost und Medikamente verabreicht werden sollten, weil Nebenwirkungen selten ausbleiben. Zum Wesen der Nebenwirkungen zählt bekanntlich ihre Unvorhersehbarkeit. Auch bei der Beurteilung des Frühlesens sind wir auf Vermutungen angewiesen. Befürworter werden nach Beweisen fragen. Wir Gegner können sie nicht erbringen, denn die Versuche liegen zeitlich zu nahe. Es handelt sich jedoch bei den Erfolgen, von denen überall so ausführlich die Rede ist, auch bloß um vorläufige Ergebnisse; ihre Beständigkeit hat sich im Verlauf der Jahre erst noch zu bewähren. Hier ist zu bemerken, daß die durchgeführten Schulversuche recht isoliert dastehen. Es wäre beispielsweise von Interesse, zu vernehmen, wie ein Verhaltens- und Leistungsvergleich am Ende des zweiten Schul-

jahres ausfiele zwischen den dreizehn Duisburger Kindern, die am Schulversuch teilnahmen, und einer Gruppe durchschnittlich begabter, gesundheitlich robuster Kinder, die bei zeitlich normaler Einschulung zwei Jahre lang unter gleichen Bedingungen in den Pensen der beiden ersten Schuljahre unterrichtet würden.

Wann sollen die Kinder lesenlernen?

Daß unsere Methoden stets des Überprüfens bedürfen, daß sie auch den Gegebenheiten entsprechend entwickelt und modifiziert werden müssen, wissen wir alle. Dennoch bin ich nach wie vor der Ansicht, daß wir in unsren Verhältnissen zur rechten Zeit, d. h. zu der unseren Kleinen gemäßen Zeit, mit dem Lesenlernen beginnen. — Dazu gibt es verschiedene Gründe. Zwei davon möchte ich zum Schluß ausführen.

Correll sieht im Lesen ein diskriminativ — operatives Verhalten; es geht für ihn nicht einfach um den mechanischen Vorgang des Worterkennens, sondern um das Verstehen geschriebener Sprache. Er führt, aus diesem Grunde wohl, nicht so klug scheinende Worte ins Feld wie Doman und Lückert, die das Lesen als *Gehirnfunktion* bezeichnen, was vorerst unwiderlegbar und damit als sicheres Fundament zum Aufbau einer Theorie erscheint und erst bei der Frage, was denn eigentlich *nicht* Gehirnfunktion sei, sich als wenig-sagend entpuppt. Leselernfähigkeit und Lesereife sind für Correll nicht identisch. Nach Ausführungen in der *«Pädagogischen Verhaltenspsychologie»* finden sich die Voraussetzungen zum Lesenlernen dort, wo das Kind in der Lage ist, *«entsprechende gesprochene Sprachteile seiner Umwelt nachzusprechen und zu verstehen.»*

Ebenso intensiv wie der Erstleseunterricht beschäftigt uns Unterstufenlehrerinnen das Hinführen der Kinder zur Schriftsprache. Wohl bekommen sie heute vielerorts durch Radio und Fernsehen Schriftsprachliches zu hören, doch werden die Gespräche in der Familie immer noch (und hoffentlich immer weiter) in der Mundart geführt. — Wie groß die Unterschiede zwischen Dialekt und Hochsprache sind, stellt leicht fest, wer bloß drei knappe Sätze überträgt: *«Lue einisch, wi die Balle gumpet!» «Hesch ächt em Bäbi guet Nacht gseit?» «We du nume ändlige wettisch lose, was euch d'Lehrere ufgit!»* Mit diesem Problem haben sich meines Wissens bei uns die Befürworter des Frühlesens, welche meist aus Politik und Wirtschaft stammen, nicht befaßt. Eines müssen sie wissen: Es wird schwierig sein, irgendwelche Programme zu übernehmen und anzuwenden, und die Schaffung schweizerischer Programme wird große Geldsummen verschlingen.

Wichtiger ist mir persönlich der zweite Grund. Es soll keine Heilslehre entwickelt werden, doch möchte ich eine wissenschaftlich nicht belegbare Ansicht äußern.

Seit Jakob Burckhardt zweifelt niemand mehr ernstlich an der treibenden Kraft der öffentlichen Meinung. Eine unbeantwortete Frage bleibt aber, ob die öffentliche Meinung gut sei. Sie stellt gewiß nicht das richtige Forum dar, wo es sich darum handelt, eine Weltschau zu konzipieren, ein Menschenbild zu umreißen. Diese Aufgabe bleibt keiner Erziehung erspart! Das vorschulische Lesenlernen ist keine Einzelercheinung. Es sollte stets als Teil der vorschulischen Bildung, noch besser wohl als Gebiet der gesamten gegenwärtigen Bildungsabsichten betrachtet und beurteilt werden.

«*Schule der Zukunft*» lautet der Titel eines in der Reihe «Kamps pädagogische Taschenbücher» erschienenen Bandes von *Theodor Ballauff*. Der eigenen Stellungnahme schickt der Autor die «*Forderungen der Öffentlichkeit an die Schule*» voraus. Er stellt dar, wie Religion und Weltanschauung mehr und mehr auseinanderfallen, ja, in Gegensatz zueinander treten, wie sie nicht mehr als Einigungspunkt der Menschheit gelten und deshalb immer mehr beiseite geschoben werden. «*Das, worin sich alle einig sind und bleiben, liegt im Leben und Glück des Menschen auf Erden, dem alles zu dienen hat.*» — Daraus wird abgeleitet, daß oberstes Prinzip des Unterrichtes die *Lebensnähe* sei. Was darunter zu verstehen ist, verdeutlichen die beiden folgenden Sätze: «*Die Auswahl der Unterrichtsstoffe ist daher, mehr als bisher schon, nach Gesichtspunkten der Rentabilität und der Rationalisierung vorzunehmen.*» «*Die wichtigsten Gebiete des künftigen Unterrichtes sind Technik, Wirtschaft, Politik, moderne Sprachen und Sport.*» — Die thesenartigen Formulierungen Ballauffs muten vorerst überspitzt an, doch beleuchten sie die Grundstimmung in der heutigen europäischen Bildungsdiskussion, an der sich Presse, Radio und Fernsehen lebhaft beteiligen.

Nicht bloß die Ziel-, sondern auch die Methodenfrage scheint für manche nahezu gelöst, stellt uns doch die Technik schon so viele Hilfsmittel zur Verfügung, daß der Rationalisierung des Unterrichtsbetriebes nichts mehr im Wege steht. Wie diese Hilfsmittel aussehen, davon liest man in Werbeprospekten, in Zeitungsreklamen und teilweise auch in sogenannten wissenschaftlichen Büchern.

Harmonische Entfaltung aller Kräfte

Ein Menschenbild steht auch heute im Mittelpunkt. Gleich sein Mensch nicht einem in die Gesellschaft sich einpassenden, in der technischen Umwelt einwandfrei funktionierenden Roboter? Liegt dort der tiefere Grund des Schweigens, in das sich Verhaltenspsychologen hüllen, wenn man verzweifelt nach dem Wozu fragt? Ehe Pestalozzi seine Erziehungsgedanken in der Praxis zu verwirklichen suchte, arbeitete er an seinen «*Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes.*» Dann gelangte er zur Kardinalfrage «*Der Mensch, so wie er auf dem Throne*

und im Schatten des Laubdaches sich gleich ist; der Mensch in seinem Wesen, was ist er?» Die Antwort, nachzulesen in der *«Abendstunde eines Einsiedlers»* ist umfassend und zeitlos gültig. — In täglicher Kleinarbeit, oft scheinbar erfolglos, suchen wir das von ihm erstrebte Ziel zu erreichen: Eine harmonische Entfaltung *aller* Kräfte durch die Erziehung.

Die Lebenserwartung steigt. Wie dürfen wir es wagen, die Zeit des Kräftesammelns in der frühen Kindheit zu verkürzen? Das Leben in einer überzivilisierten, durch und durch technisierten Umwelt ist schwer geworden. Die Erhaltung der seelischen Gesundheit gehört heute zur Lebensaufgabe jedes einzelnen Erwachsenen. Durch nahen, tätigen Umgang mit Sachen, Pflanzen und Tieren, durch das sich Bejahtfühlen in der Familiengemeinschaft, im Spielkreis des Kindergartens, dadurch, daß er Liebe schenken darf und Liebe empfängt, speichert ein Mensch in der frühen Kindheit Kräfte, von denen er ein Leben lang zehrt.

Dem Kinde gehören die lebendigen Blumen in ihrer Farbenpracht, nicht die getrockneten in Herbarien, und wären diese noch so kunstvoll angelegt. Daran wollen wir uns erinnern, so oft sich die Frage nach der *Notwendigkeit* des frühen Lesens stellt.

Angehende Lehrerinnen äußern sich zum Thema des «Frühlesens»

Eine Seminarklasse in Bern hat sich intensiv mit der Frage des «Frühlesens» beschäftigt, und die Schülerinnen haben ihre Gedanken schrittlich niedergelegt. Wir freuen uns, vorläufig zwei der Arbeiten bringen zu dürfen. Weitere Aufsätze werden dann in einer spätern Nummer folgen.

Sollen die Kleinen bereits im Kindergarten das Lesen erlernen?

Soll man Kinder bereits mit 6 Jahren, also im Kindergartenalter, lesen lehren? — Diese Frage ist sehr schwer zu beantworten, und zwei Stunden Beobachtung im Kindergarten reichen dazu natürlich nicht aus. Also gehe ich von den Erstkläßlern, die ich bis jetzt kennengelernt habe, und der Erinnerung an meine Erfahrungen aus.

Ich glaube, die wichtigste Voraussetzung für das Lesenlernen ist das Interesse dafür, der Wissensdurst, das Verlangen, lesen zu lernen. Beim Ersteler ist es größtenteils vorhanden.

Ich kannte im Kindergarten alle Buchstaben, konnte also lesen, und ich erinnere mich noch gut, wie ich es lernte. Ich interessierte mich brennend für diese geheimnisvollen Zeichen und war imstande, wenn ich allein daheim weilte und wieder irgendwo ein unbekanntes entdeckt hatte, zum Nachbarhaus zu gehen, dort zu läuten und zu fragen. — Ich weiß auch noch ganz genau, wie ich einmal lange nicht einschlafen konnte, weil ich nicht mehr wußte, in welcher Richtung der Mittelstrich des N läuft, wie